Die Wut schwoll an ihm: „Wer von euch war in der Bude, he?“

Niemand gab ihm eine Antwort. Man knurrte nur, sah ihm böse ins Gesicht, und weiter schleppte sich das hackende, schürfende Geklapper.

„Du bist's gewesen, Sicke, ich kenne dich.“

Sicke fuhr augenblicklich auf. Dann stützte er sich breit auf sein Werkzeug: „Sag das nicht, du!“

„Ja, du bist's gewesen!“

Sicke griff sich an den dürren Hals, als sei ihm da etwas zu eng. Er trat auf den langen Krischkat zu, und seine Hacke klirrte über eine Schiene. Aber unterdessen hatte sich der Vormann herumgedreht: „Was soll denn das heißen?“

Die beiden ließen ab voneinander.

„Warte nur . . .“, drohte Sicke noch, „ich werde dich finden.“

Krischkat schrie: „Du glaubst vielleicht, ich verstecke mich, was?“ Die Zeit schritt nicht weiter als die Sonne, die sich in dünnen, weißlichen Schleiern verfangen hatte. Groß und hochstand sie über den Köpfen, über den tiefgebeugten Rücken.

Sicke rastete. Er wischte sich mit dem Hemdärmel den Schweiß aus dem Gesicht, und dann starrte er unter der Stirn hervor zu Krischkat hinüber, der ihn verdächtigt hatte. Aber dem würde er es geben. Seine Augen folgten den Schienen in die blaugraue Ferne, die zu schwanken schien vor Hitze. Vom Vieruhrzug war noch nichts zu sehen. Alle warteten auf ihn, denn bald danach konnte man zusammenpacken und hinuntergehen zu Klinkes kühler Wirtsstube. Den ganzen Lader würden sie heute leertrinken. Doch bis dahin war es noch weit, und zuvor mußte Sicke mit dem andern reinen Tisch gemacht haben.

Aber einmal kam das Hornzeichen doch. Man trat aus dem Geleise, und als Krischkat in der Reihe stand, sah er Sicke dicht neben sich. Er befeuchtete sich die Lippen und sagte: „Ach so, du, der mir die Flasche ausgesoffen hat.“

Sicke faßte gleich zu. Er erwischte den Langen am Hemd das an der Brust offenstand.

„Loslassen!“ schrie Krischkat in den Lärm hinein.

Schwarz und rot, mit einer heißen Welle von Oeldunst, mit Kolbenspiel und stoßendem Gezisch, wälzte sich die Maschine langsam vorbei. Sickes braune Hand, die einen blauen Anker auf dem Rücken trug, sie löste sich nicht.

Krischkat schrie noch einmal, aber der Schrei ging unter. Ein Wagen nach dem anderen ratterte heran. Und nun, als Krischkat sich losgerissen hatte, bemerkte er, daß Sicke an ihm vorbeistarrte. Was war denn da? Und wie sich Krischkat umwandte, entdeckte auch er das junge Mädchen, das ihnen vom Zug entgegengetragen wurde.

Sie lehnte am Fenster, ihr Haar wehte hell. Aus der Ferne hergefahren, wußte sie von nichts, und doch, wie sie so hinabsah auf die Männer, die sich längs des träge fahrenden Zuges aufgereiht hatten, war sie der Engel, den die Vorsehung zuweilen schickt. Nichts geschah, als daß sie ein halbes Lächeln, einen fröhlichen Gruß verschenkte.

Aber alle, die die schwelende Hitze böse gemacht hatte, die müde, unmutig und bissig waren, bereit, aufeinander loszugehen, waren gebannt von ihr. Gebannt war Krischkat, der sich noch länger reckte, gebannt war auch Sicke. Er winkte mit seiner Hacke, die er hoch aufhob. Unterdessen wurde sie, die sich weit herauslehnte, unaufhaltsam weggetragen. Bald war sie entschwunden. Auch der letzte Wagen mit seinen rotweißen Zeichen zerging im Dunst.

Man kehrte zurück, und noch einmal begannen die Hacken ihr gleichmäßiges Lied. Jedem aber war der mürrische Zug aus dem Gesicht gefallen wie Kalk von der Wand. Sie machten es wohl alle so wie Sicke, der nicht zurückfand aus der Ferne. Er dachte, vielleicht bin ich jener, der gemeint war. Allzu schlecht muß er sich ja nicht ausgenommen haben, wie er den Krischkat am Hemd hatte, nein. Er lachte in sich selber hinein, und unter seiner Hacke spritzte der Schotter hoch.

Dann, als sie über die Böschung hinabstiegen zur Bude, tippte er dem Krischkat auf die Schulter: „Du, ich war das nicht, der deine Flasche leergemacht hat. Das kannst du mir glauben. Aber, wenn du jetzt vernünftig bist und mitkommst zu Klinke, ja, dann schmeiße ich die erste Lage.“

Krischkat nahm an, und, oh, es wurde ein tolles Treiben bei Klinke. Ein paar junge Mädels, die heimkehrten von der Spinnerei, holte man herein. Das Grammophon schnarrte seine Weisen. Und wie Sicke eine scharf im Kreise drehte: da fragte sie: „Was ist denn bloß in euch gefahren? Ihr seid ja mächtig aufgebürstet.“

„Aufgebürstet, sagst du? Nicht, daß ich wüßte. So sind wir doch alle Tage.“ Und er schwenkte seine Tänzerin noch großartiger herum.

Jenny Lind und die Bürger von Calais

Anekdote von Kurt Lütgen

Jenny Lind, die „schwedische Nachtigall“, hatte kaum Ruhe in dem Hotel zu Calais gefunden, in dem sie auf der Reise von Paris nach London abgestiegen war, als ihr der Besitzer des Hauses selbst den ersten Blumenkorb ins Zimmer trug. Ungenannte Verehrer ihrer Kunst hatten ihn geschickt. Sie lächelte dem Ueberbringer geduldig zu, konnte sich aber doch einer spöttischen Bemerkung nicht enthalten, daß ihre Anwesenheit den Bürgern von Calais wohl nicht ganz ohne Schuld ihres Wirtes so rasch bekannt geworden sei.

Während er untertänigst seine vollkommene Unschuld beteuerte, wurden vom Portier drei Herren gemeldet, die Jenny Lind ohne Verzug zu sprechen verlangten. Der Wirt suchte abzuwehren, führte die Besucher aber bald darauf selbst ins Zimmer unter wiederholten Versicherungen, daß er seinen berühmten Gast wohl vor zudringlichen Verehrern, nicht aber vor der hohen Polizei zu schützen vermöge.

Jenny Lind fuhr recht ungnädig auf, als drei würdige Herren hinter dem Wirt über die Schwelle traten. Sie bemühten sich denn auch, ihr Erscheinen und die Störung geziemend zu entschuldigen. Leider sei der Polizeiverwaltung von Paris aus eine Anzeige zugegangen, daß eine Schwindlerin sich ihre Aehnlichkeit mit der großen Sängerin zu allerlei Hochstapeleien zunutze mache. Sie seien daher — man wolle doch gütigst entschuldigen — gezwungen, um Vorweisung der Personalpapiere zu bitten.

„Gut“, erklärte Jenny Lind, „hier ist mein Paß. Ich muß Sie aber bitten, die Prüfung sofort zu erledigen. In zwei Stunden geht mein Schiff.“

Die würdigen Herren prüften den Paß eingehend, um dann zu erklären, er sei gefälscht. Man müsse also zunächst im Zentralpaßbüro in Paris rückfragen. Die Sängerin erinnerte sich mit Schrecken der Umständlichkeit der französischen Polizei in allen Paßangelegenheiten und versicherte hoch und teuer, sie sei die echte Jenny Lind.

Die drei würdigen Herren zuckten die Achseln: Wohl möglich, aber die Schwindlerin würde das gleiche behaupten. Man müsse also rückfragen. Oder — —

„Oder?“ nahm Jenny Lind das rettende Stichwort auf, von der Angst geplagt, ihr Schiff und damit das für den kommenden Tag angesetzte Konzert in London zu versäumen.

„Oder Madame überzeugen uns durch die Schönheit Ihres Gesanges, daß Sie die echte Jenny Lind sind.“

Zunächst fand die Sängerin noch entrüstete Widerworte. Die Angst aber, Schiff und Konzert zu versäumen, war stärker. Sie setzte sich ans Klavier und sang einige ihrer Lieder. Die drei würdigen Herren und der Wirt lauschten entzückt.

Der stürmische Beifall, in den ihre Zuhörer ausbrachen und der sich durch rauschenden Beifall in den Nebenzimmern und auf dem Flur verstärkte, belehrte Jenny Lind freilich rasch, daß sie einem wohlvorbereiteten Streich zum Opfer gefallen war. In anfänglichem Zorn wollte sie die drei Pseudobeamten zur Anzeige bringen. Die ehrliche Begeisterung der Männer und die herzliche Dankbarkeit der ungeladenen Zuhörer versöhnten sie indessen bald. Die drei würdigen Herren und der Wirt wurden mit einem freundlichen Lachen entlassen.

Als Jenny Lind zwei Stunden später den Wagen bestieg, um zum Hafen zu fahren, war das Gefährt so mit Blumen geschmückt, daß sie kaum Platz darin fand. An den Straßen standen die Bürger von Calais und jubelten ihr zu. Eine Königin hätte nicht herzlicher gefeiert werden können.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 46 | **9. Juni 1937** | **11. Jahrgang**

Am hölzernen Strom

Roman von Fritz Brehat

URHEBER-RECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU/SA.

15. Fortsetzung

Der Finne nickte voll Eifer: „Doch — Gospodin! Laikis ist klug. Mit dem Wetter kennt er sich aus wie kein anderer. Und sagte ich Ihnen nicht gestern, daß mir der Schnee verdächtig vorkommt? Ich stimme Laikis zu, wenn er meint, daß es in diesem Jahr einen zeitigen Frühling geben wird.“ —

Die nächste Woche stand im Zeichen des Abbruches der Schlagarbeit. Mit Feuereifer machten sich Lattis Leute daran, auch noch die letzten gefällten Stämme zum großen Stapel am Strom zu schleifen und dort zu schichten und zu verankern.

Es blieb nichts mehr zu tun übrig. Lonteff wählte drei Arbeiter aus, die in der Hütte zurückbleiben sollten — als Holzwache, für alle Fälle. Sodann machte er sich an den Weg, ein letztes Mal in die Lager Maovos und Griks zu gehen. —

Nach Verlauf von weiteren fünf Tagen langte bei der Latti-Kolonne ein großer Schlittenzug an. Die Gefährte waren zum größten Teil besetzt mit den Leuten, die in den beiden anderen Lagern der Gesellschaft gearbeitet hatten.

Ein lärmender Gedankenaustausch setzte schwallend ein. Die Männer freuten sich unbändig, wieder heim zu können in die Sibirsk-Siedlung.

Lattis Leute griffen ihre wenigen Habseligkeiten an und verteilten sich auf die Schlitten, wie sie gerade Platz fanden. Unter lautem Hallo fuhr die Schlittenreihe an. Bald hatte der Wald sie verschluckt.

Verlassen blieb die Hütte zurück. Sehnsuchtsvollen Auges blickten die drei Arbeiter, die nun allein hierwohnen mußten, nach Süden, dorthin, wo die Schlittenschlange in den Wald eingebogen war.

Eine auffällige Stille legte sich lastend über den freien Platz vor der Hütte. Die drei Zurückgebliebenen verharrten reglos. Vereinsamt! Wie vergessen in der sibirischen Taiga.

. . . Doch nach etwa einem Monat würden ja wieder Gefährte hier vorfahren. Dann aber plumpräderige Wagen, vollbeladen mit Männern. Und dann würde der Wald am Strom erwachen zu noch lauterem, arbeitsamerem, froherem Leben; denn dann kam die Zeit der Floßfahrten . . .!

* * *

Verängstigt wich Vera bis an die Wand zurück. Sergej Lonteff drängte nach. Das Mädchen stand zusammengesunken da, wie von einem Schreck überwältigt. Lonteff dagegen hielt sich aufrecht. Sein Kopf schob sich vor. Die scharfen Augen funkelten. Wie ein Habicht, der sich anschickt auf die Taube herabzustürzen, beugte er sich über Wrangels Tochter.

„Ich habe Ihnen nun Zeit genug gelassen, Vera!“ stieß er hervor. „Ihr Vater hat Sie doch vorbereitet auf das, was Sie eines Tages erwarten mußten zu hören. Geben Sie es daher auf, die Ueberraschte zu spielen!“

Die Zurechtgewiesene nahm den geneigten Kopf hoch. Lonteff sah, daß wirklich ein Ausdruck des Schrecks in ihren Augen saß. Dieser Anblick stimmte ihn milder.

„Verzeihen Sie mir, Vera! Vielleicht war ich zu heftig . . . zu plötzlich. Aber ich konnte auch nicht erwarten, daß Sie sich so — so ablehnend verhalten würden. — Ich frage Sie noch einmal: Wollen Sie meine Frau werden, Vera?“

Das Mädchen blieb eine Weile stumm. Die schmalen Schultern hingen schlaff herab.

Lonteff mahnte, nun schon wieder gereizteren Tones: „Bitte, antworten Sie, Vera!“

„Ich kann nicht, Sergej Lonteff! — Ich sagte es Ihnen ja vorhin.“

Lonteff reckte sich zornig auf. Seine Hand holte aus zu der bekannten Geste des Bartstreichens. Doch wie wütend auf sich selber, schleuderte er den Arm wieder nach unten.

„Hch! — Haben Sie sich das reiflich überlegt? Ihr Vater wird Augen machen, mein Kind, wenn er vernimmt, daß Sie mich abweisen. Das liegt nicht in seinen Plänen. Auch nicht in meinen! Und ich hoffte zuversichtlich, mit meiner Werbung bei Ihnen anders aufgenommen zu werden, Stephan — Ihr Vater — denke ebenso wie ich."

Vera zuckte die Achseln. Lonteff trat von ihr weg. Den Atem ließ er hörbar entweichen. Er nahm eine Miene an, als beruhige er sich, als kehre er zu kalter, überlegener Gelassenheit zurück.

Damit täuschte er das Mädchen indes nicht. Vera kannte ihn zu gut! Sie wußte, daß dieses schnelle Blinzeln der zusammengekniffenen Augen, das sie wahrnahm, ein untrügliches Zeichen dafür war, daß der Kompagnon ihres Vaters innerlich vor Erregung kochte.

Hatte vorhin tatsächlich ein Schreck sie gelähmt, ob der ungestümen Werbung, so gewann sie jetzt ihre seelische Spannkraft zurück.

Voll Erstaunen beobachtete Lonteff, wie nun das Mädchen auf ihn zutrat: „Sie vergessen sich, Sergej Lonteff! — Ihr Ton ist unangebracht! Was gehen mich Ihre Pläne an?! Wie kommen Sie überhaupt dazu, meine Person in einem Atemzug mit Ihren mir unbekannten Plänen zu verquicken?!"

Blanker Hohn überzog Lonteffs Gesicht. „Meine Pläne? — Sie dummes Kind! — Meine Pläne hängen fester mit Ihnen zusammen, als Ihnen dies eines Tages lieb sein könnte ... sofern Sie unvernünftig bleiben. — Meine Pläne? Großartig, wie Sie so danach fragen! — Meine Pläne besagen nichts mehr und nichts weniger, als daß sie — wenn Sie mir feindlich trotzen, Vera — Ihren Vater ins Verderben reißen können."

„Das ist gelogen!" begehrte Vera auf. Aber sie konnte es nicht verhindern, daß ihr vor Angst die Tränen in die Augen traten.

„Wahr oder nicht wahr, Vera. Die Zukunft wird lehren, wie schlecht sie an Ihrem Vater handeln, wenn Sie mir gegenüber auf Ihrem Nein beharren."

„Sie drohen mir, Sergej Lonteff?"

„Ach was — drohen! Vergessen Sie lieber nicht, daß ich der Kompagnon Ihres Vaters bin!"

„Das hat hiermit nichts zu tun!"

„Hch! — Wie Sie meinen, mein Kind. Sie denken wohl klüger zu sein, indem Sie sich den Leuten da drüben so herzlich zuwenden — in der Anja-Siedlung ... diesem Wolje Krasno —?"

„Es sind unsere Nachbarn und Freunde!"

„Gewesen — Verehrteste!"

„Sie urteilen falsch und häßlich!"

„Hch! ... Wolje Krasno — —"

„Ich liebe ihn! Damit Sie es wissen!"

Lonteff sprang förmlich in die Höhe. Unverhüllter Haß glühte in seinen Augen.

„Aha. — So stehen die Dinge —? Sie lieben ihn — diesen Holzräuber?!"

„Lonteff!" —

Wenig später öffnete Jus Holck die Tür und blickte forschend ins Arbeitszimmer. Er suchte Stephan Wrangel.

Sein spähender Blick erfaßte Vera, die mit bleichem Gesicht — wie geistesabwesend — am Schreibtisch lehnte.

„Um Gottes willen! Sind Sie krank, Vera?"

Sie schrak aus ihrer Starre auf.

Jus legte besorgt einen Arm um ihre Schulter. Wie schutzsuchend lehnte Vera sich an ihn. Sie bemühte sich tapfer, ihre Niedergeschlagenheit zu überwinden.

„Aber Vera?" machte Holck.

„Ach Jus — — Eben hatte ich eine Auseinandersetzung mit Sergej Lonteff. Er ... er überfiel mich sozusagen mit einem Heiratsantrag. Ich — ich konnte nicht „Ja" sagen; denn ... ich — ich ..."

„Ich weiß: Sie lieben Wolje Krasno, nicht wahr, Vera?"

Das Mädchen atmete erleichtert auf: „Ja — Jus! Ich liebe Wolje. Doch nicht der Antrag Lonteff ist es, der mir solchen Kummer macht. Lonteff gebrauchte so furchteinflößende Worte. Er sprach so sonderbar. So, als stünde mir und meinem Vater etwas Schreckliches bevor, wenn ich auf seine Werbung nicht einginge. Lieber Jus ... ich habe ja solche Angst! Wenn nun etwas wahr wäre an den Drohungen Lonteffs?"

Erstaunt hatte Holck den kurzen aber inhaltsschweren Bericht vernommen. Schon wieder Lonteff?! Lonteff in Verbindung mit einer neuen unangenehmen Angelegenheit.

„Darf ich Sie jetzt allein lassen, Vera?"

„Gewiß doch! Mir ist schon wieder ganz wohl."

Mutig zwang sie ein kleines Lächeln hervor.

Holck verließ rasch das Zimmer. Als er den großen Wohnraum durchquerte und durch das eine Fenster blickte, sah er draußen den hageren Kopf Lonteffs erscheinen. Schnellfüßig — wieder im Vollbesitz seiner Kräfte — rannte er zur Tür.

„Hallo! — Sergej Lonteff?"

Lässig drehte sich der Angerufene um. „Herr Holck —?"

Jus blickte in ein steinernes Antlitz. Heute fielen ihm die hageren, eingefallenen Wangen Lonteffs auf. Zwei tiefe Furchen zogen sich durch dessen Gesicht.

Der Mann ist auffallend älter geworden! sagte sich Jus. Ob das von der Arbeit dieses schweren Winters herrührt? Oder hat der Mann heimliche Sorgen?

Lonteff sah immer noch fragend drein.

Jus Holck ging gleich beherzt auf sein Ziel los: „Ihre Privatangelegenheiten kümmern mich ja nichts, Herr Lonteff. Aber ich traf eben Vera Wrangel. Wie konnten Sie das Mädel so ... so erschrecken? Ich weiß nicht alles, was gesprochen wurde. Aber Sie drohten Vera, wie ich hörte. Das ist doch nicht männlich — solche Einschüchterungsversuche —"

Lonteff zog die Oberlippe hoch: „Sie hat sich Ihnen anvertraut; gepetzt hat sie — wie? — Wer sagt Ihnen übrigens, daß ich Vera mit meinen Worten einschüchtern wollte?"

„Aber Sie haben zu dem Mädel von bedrohlichen Ereignissen, die eintreten könnten, gesprochen —?"

„Weshalb nicht?! Vera ist kein Kind mehr. Und daß sich in Zukunft Dinge ereignen können, hier in unserer Umgebung, die nicht zu den angenehmsten des Lebens zu rechnen sein werden, das sehe ich voraus."

„Dann wissen oder ahnen Sie mehr als Stephan Wrangel und ich!"

„Möglich!"

„Weshalb weihen Sie uns nicht ein? Das Interesse der Firma erheischt es!"

„Dessen bedarf es nicht, mein lieber Holck." Lonteff wahrte eine eisige Höflichkeit. „Sie würden doch nicht auf mich hören."

„Sie hegen doch nicht etwa noch immer Ihren alten Verdacht gegen Wolje Krasno?"

„Eben ja. Das ist's! Entsinnen Sie sich nur deutlich Ihres letzten Unglücksfalles — Ihres Kampfes auf dem Eise des Djoprin. Denken Sie bitte an die beiden unbekannten Männer, die vor Ihnen auf das Holzlager Krasnos zuliefen. Das sagt doch genug!"

„Aber Mensch ...!?"

„Es sind Beweise, lieber Holck!"

Unter einer augenblicklichen Eingebung wagte Jus einen kühnen Vorstoß: „Ich suche Beweise in ganz anderer Richtung! Verstehen Sie mich, Sergej Lonteff — in ganz anderer Richtung."

Lonteffs Augen glitzerten kalt wie harte Eisstückchen. „Gott gebe, daß Ihnen die Zeit nicht lang werde beim Suchen — in dieser ganz anderen Richtung. — Ich will zu den Arbeiterhütten hinüber, Herr Holck. Adieu!"

Mein Gott! dachte Jus. Dieser Mann ist beharrlich und starrköpfig ... oder ein ganz gerissener Schurke! —

* * *

Stephan Wrangel besichtigte die Wagen, die in Reih und Glied in dem großen Fahrzeugschuppen standen. Nicht mehr lange, dann würde man sie in Dienst stellen können. Wirklich mehrten sich die Anzeichen, daß ein baldiger Frühling zu erwarten sei.

Mit lautem Krach schlug Lonteff den einen Flügel der breiten Tür hinter sich zu. Wrangel richtete sich aus der gebückten Haltung auf.

„Sie hier, Sergei?"

Lonteff winkte so heftig mit der Hand ab, daß Wrangel vermeinte, die Luft pfeifen zu hören.

„Ihre Tochter ist verrückt geworden, Stephan!"

Entgeistert blickte Wrangel auf den Wütenden, der sich jetzt keine Mühe mehr gab, seinen Groll zu verbergen.

„Sie haben es 'raus, einen Nichtsahnenden zu erschrecken, lieber Sergej! Aber Scherz beiseite. Was ist passiert?"

„Das Schlimmste! Vera hat mich abgewiesen, als ich vor knapp einer Stunde um ihre Hand anhielt. Was soll ich von Ihnen denken, Stephan? Sie gaben mir Ihre Einwilligung!"

„Ja — von mir aus. Aber bin ich Vera, lieber Sergej? Ich habe nichts gegen Sie. Doch wenn Vera Sie nicht heiraten mag, ja — dann kann ich auch nichts daran ändern."

Ruhig aber bestimmt hatte Wrangel gesprochen. Diese feste Haltung schien Lonteff noch mehr zu erzürnen.

„Ärgern Sie sich nicht, Sergej!" besänftigte Wrangel. „Sie sind alt genug, um über diese Sache leicht hinwegzukommen."

„Eben nicht, Stephan! Ich wollte ein festeres Verhältnis zwischen uns beiden herstellen. Ich brauche das! Auch für Sie wäre es so besser gewesen. Falls wir beide — verbunden durch Familienbande — in den kommenden Zeiten zusammengestanden hätten, würde das den stärkeren Block gegen die anderen abgegeben haben."

(Fortsetzung folgt)

Ein Kauz namens Theodor

Tierskizze von Philipp Gottfried Maler

Es handelt sich in diesem Falle um einen wirklichen Kauz und nicht einfach um einen Eigenbrötler, der in einer auf Gleichmaß gestellten Welt entlegene Wege geht.

Ein Sonderling freilich ist Theodor auch. Er ist eines der wunderlichsten Wesen, die man sich denken kann, still, nachdenklich, mißtrauisch gegen Fremde. Wenn Tier und Menschen schlafen gehen, beginnt sein Tag. Er hört das Unhörbare, blickt dich rücklings markerschütternd an und ist dem kleinen Geflügel verhaßt. Wenn er mich sieht, wenn er auch bloß einen Zipfel meiner Jacke entdeckt, ruft er mit einer Zärtlichkeit, die man seinem krummen Räuberschnabel nicht zutraut.

Als Theodor zu mir kam, war er noch ein Kind, von Gestalt ein heller, gelber Wollball mit dunklen großen Kugelaugen. Tagsüber saß er in einem Schränkchen aus Pappe, abends kam er hervor und teilte das Zimmer mit mir.

Ich versichere, daß Theodor ein beglückend ruhiges Temperament hat; ich versichere, daß unsichtbarer Wald ihn umgibt. Wo er sitzt, ist Nacht und Traum, Mondlicht, Sterne, Abgeschiedenheit. Ich halte Theodor als Symbol. Ich glaube, wenn die Menschen Käuze kännten, würden sie auf vieles verzichten, was zu erstreben ihnen der Mühe wert dünkt. Wenn du abends in deiner Stube sitzt, flügelt es lautlos um dein Haupt. Hast du lange genug gelesen, so blicke Theodor an! Den flockigen Körper wiegend, kreist er mit seinem großen Gesicht, um irgendetwas ins Auge zu fassen, dessen Bedeutung du nicht kennst. Wenn er sich auf deine Schulter setzt, fühlst du dich mit Lob überschüttet. Ein Kauz und ich, — ein Kauz und du, wenn das nicht ein schönes Paar ist, so will ich nichts von der Stille verstehen.

Seit langem lebt Theodor hinter meinem in einem Haus aus Draht und Holz, dessen Größe ihm gestattet, auf seine Art zu leben. Es hat sich gezeigt, daß er gar nicht so lichtscheu ist, wie man glaubt. Am hellen Mittag verläßt er sein Versteck und sitzt zwei Stunden lang schlafend und blinzelnd in der Sonne. Sein Gefieder, gelb, braun, grau, hat eine Verwandtschaft mit der Dämmerung und ist am Kopf weich wie Seidensamt. Seine Beine, bis unten hinaus befiedert, scheinen in Strümpfen zu stecken. Und was den kurzen, stumpfen Schwanz angeht, so ist er beinah wie ein Teil der Schwingen, die er als Mantel über dem Rücken trägt — damit er Ruhe hat und gut schlafen kann.

Im Gehen und Fliegen, auch im Drehen und Wenden ist er von einer feierlichen Gelassenheit. Nur seinem Kopf eignet eine Flinkheit, die es ihm ermöglicht, überall hinzublicken — nach rechts, nach links, nach unten und oben — wohin er will. Wenn er mich hinter sich atmen hört, fliegt sein Kopf lautlos in den Nacken, und seine braunen Augen haben immer dieselbe Frage bereit, für die es keine Worte gibt. Wenn seine Seele wie sein Auge ist, wird man nie auf ihren Grund gelangen.

Der Mond gehört zu seinen Ahnen, er ist ein geheimnisvolles Tier, dem alter Glaube prophetische Gaben zugedacht hat. Mag das mit den Sterbezimmern wie immer auch sein, selbst ein aufgeklärter Mann möchte ihm einiges zutrauen, was nicht jedem zu wissen beschieden ist. Wie zwei nächtliche Seen liegen die Augen in feinbefiederten Feldern, die man Schleier nennt.

Wenn Theodor beschimpft wird — von den kleinen Vögeln — so verändert sich sein gutmütiger Schleier, und Ekel tritt auf seine Züge. Ekel und Gelassenheit streiten mitunter in seinem Gesicht, und schließlich geht Theodor in sein Versteck; vielleicht ist ihm ein Wissen verliehen, daß dies seinem Temperament und seiner Stellung in der Welt entspricht.

Ich habe gesehen, daß Vogelknirpse ihm so nahe kamen, daß er sie mit Leichtigkeit hätte schlagen können. Aber es hat ihm nicht einmal in den Krallen gezuckt.

Ich bewundere Theodor. Da ich ihm Freund und Vater bin, spricht er wie ein zärtliches Kind zu mir, reicht mir die Hand und knabbert mit seinem Räuberschnabel bei geschlossenen Augen an meinen Fingern. Wenn ich ihn lange genug einlade, kommt er auch auf meine Schulter, auf meinen Kopf und geht mit mir spazieren. Ich will gar nicht wissen, was die Leute dazu sagen.

Die Forschung nach Theodors Seelenleben verlangte viel Geduld und Phantasie; aber jetzt weiß ich, daß er liebebedürftig ist, daß er die Eifersucht kennt, Schwarz und Ueberraschungen haßt und daß ihn nur etwas zur wilden Verzweiflung bringen kann: Hast.

Wir haben vergessen, wie gelassen das Leben gerne ist. Aber an Theodor kann man noch sehen, was es heißt, ohne Uhr zu leben. Deshalb hat er auch kein Verständnis für jemand, der dahergeflattert kommt, um im letzten Augenblick noch winkend den Anschluß zu erreichen. Nur bei solchen Erscheinungen habe ich Theodor fassungslos gesehen. Träume und Zeitlosigkeit entfielen ihm jäh, und er rannte und flatterte entsetzt und blindlings umher. Fremde schon bereiten ihm Unbehagen. Denn sie passen nicht in sein Bild der Welt, und er freut sich, wenn sie wieder verschwunden sind, — es sei denn, sie glichen in Aussehen und Gehaben des Näheren seinem Herrn.

Wollt ihr mein Wappentier mißachten, weil es ein Feind des hastenden Tages ist? Oh, vielleicht würdet auch ihr Opfer für ihn bringen, wenn ihr Theodor kenntet, vielleicht für ihn auf Mäuse jagen wie ich und meine Frau. Er ist der stillste Gast in dieser Welt, ein nachdenkliches Original mit einem solchen Seelenreichtum auf den Zügen, daß mir nie klar geworden ist, warum Gott ihn für die dunklen Wälder erschuf.

Kleines Zwischenspiel

Skizze von Karl Bahnmüller

Der braune Schotter klirrte unter den Hacken, die ganz nach der Regel auf- und niedergingen. Eins, zwei, drei ... und weiter und immer weiter. Allen in der Kolonne, die sich nun allmählich der Station näherte, war die Unmut zwischen die Brauen geschrieben. So schwer und dick war die Luft, sie hockte einem wie ein großes Katzentier im Nacken und drückte. Aber schlimm wurde es erst, als der lange Krischkat seine Flasche leer fand, die er sich aufgehoben hatte vom Mittag her,